

1. Bild: Den Ochsen suchen



Vorwort

Der Ochse ist in Wirklichkeit niemals verlorengegangen. So frage ich mich, warum ich auf der Suche bin nach ihm. Weil ich meiner wahren Natur den Rücken zukehrte, kann ich ihn nicht finden. Meine Sinne sind getäuscht worden, in Konfusion geraten und ich kann nicht einmal seine Spuren sehen. Mein Zuhause entschwindet mehr und mehr; und plötzlich sehe ich mich kreuz und quer verlaufenden Wegen gegenüber. Welchen ich einschlagen soll, kann ich nicht sagen. Gier nach weltlichem Gewinn und Furcht vor Verlust schießen hoch wie Feuer. Ideen von Richtig und Falsch stechen auf mich ein wie Dolche.

Gedicht

*Allein in der Wildnis, verloren im Dschungel,
halte ich Ausschau nach dem Ochsen,
kann ihn nicht finden.
Folge namenlosen schwellenden Flüssen, beschreite
endlose Pfade zu weit entfernten Bergen.
Meine Kräfte schwinden. Nahe zu verzweifeln, setze ich
meine Suche fort, kann den Ochsen nicht finden.
In der Nacht höre ich nur die Zikaden zirpen in den Ahornwäldern.*

Teisho

Wie soll man hierzu ein Teisho beginnen? Wo ansetzen?

Je länger ich mich seit einer Reihe von Tagen immer wieder mit diesem 1. Ochsenbild beschäftige und diesen eindrücklichen Zeilen dazu, umso mehr kristallisiert sich heraus, dass man eigentlich bei jeder Zeile, bei jedem Satz ansetzen kann. Und man ist mitten drin in der „condition humaine“, in dem, was wir als unsere menschliche Natur zur Genüge kennen (oder zu kennen glauben). Tsi-yüan beschreibt im Vorwort meisterlich zum einen das, was wir modern ausgedrückt als Entfremdung bezeichnen, als die Entfremdung uns selbst, der Welt und, theistisch gesprochen, Gott gegenüber.¹ Aber gleichzeitig zeigt Kakuan uns einen Menschen, der darin nicht verharrt und erstarrt, sondern der sich auf eine Suche gemacht hat. Ein Mensch, der sich nicht abgefunden hat. Ein Mensch, der irgendein Signal erhalten hat und sich aus dem Bisherigen heraus bewegt hat in unbekanntes, namenloses, wildes, gefährliches Terrain – allein.

Zum 9. Ochsenbild lautet die Überschrift: Zurückgekehrt zum Ursprung, zurück an die Quelle. Abgesehen von der Warum-Frage, wie sie Tsi-yüan im Vorwort zum 1. Ochsenbild aufwirft in Bezug darauf, warum dieser Mensch/Schüler/Junge eigentlich auf der Suche nach dem Ochsen ist, der doch niemals verlorengegangen sei, lautet die Frage doch erst einmal, warum dieser sich auf die Suche begebende

¹ Der Begriff oder besser das Phänomen von Entfremdung spielt in der westlichen Philosophie eine wichtige Rolle. Dazu, ist das Vorwort von *Gregor Gysi*, in: Hartmut Rosa, Demokratie braucht Religion, was ich jüngst las, als Einstieg ganz hilfreich.

Mensch/Schüler/Junge sich von der Quelle abgewandt hat. Indes erhalten wir weder im Bild noch in den Texten darauf eine Antwort. Es wird einfach vorausgesetzt. Und dies beruht offenkundig darauf, dass jeder von uns diese Erfahrung von Abwendung oder neutraler/statischer ausgedrückt, Spaltung oder Getrenntsein, bei sich und in sich in irgendeiner Weise bestätigen kann. Erneut, dies ist es, was wir als „condition humaine“ allzu gut kennen. Man liegt, glaube ich, nicht allzu falsch, wenn man sagt, dass dieses Bewusstsein gegründet ist in dem, was die christliche Erzählung im Buch Genesis der Bibel als den Sündenfall von Eva und Adam beschreibt. Dies ist in unsere menschliche Natur offenbar eingeschrieben.² Jeff Shore zitiert hierzu den evangelischen Theologen Paul Tillich (in seiner *Systematischen Theologie*) wie folgt:

Der Zustand der Existenz ist ein Zustand der Entfremdung. Der Mensch ist entfremdet vom Urgrund seines Seins, von anderen Wesen, und von sich selbst. ... Der Mensch, als der, der existiert, ist nicht der, der er eigentlich ist und sein sollte. Er ist entfremdet von seinem wahren Sein.

... in der Totalität seines Seins wendet der Mensch sich von Gott ab. In seiner existenziellen Selbst-Verwirklichung wendet er sich seinem Selbst [Ich] und seiner Welt zu und verliert seine eigentliche Einheit mit dem Urgrund seines Seins und seiner Welt. ... In der Verwirklichung seines Selbst [Ich] wendet der Mensch sich seinem Selbst [Ich] zu und von Gott ab, im Wissen, im Wollen und im Fühlen.³

Dazu verhält sich das Vorwort von Tsi-yüan zum ersten Ochsenbild in deutlichen Worten und detaillierter Beschreibung all der Phänomene von Entfremdung im Sinne einer Abwendung von sich selbst, welches wir zur Vermeidung von Missverständnissen anders als bei Paul Tillich nicht als gewöhnliches Ich/Ego, sondern als das sog. wahre Selbst zu verstehen haben.

² Vgl. dazu auch Addison Hodges Hart, S. 45 f.; Jeff Shore, S. 4.

³ „Selbst“ sollte hier gelesen werden als „Ich“/„Ego“.

Im Sinne der buddhistischen Lehre gesprochen, ist dies ein Zustand von Unwissenheit.⁴ Unwissenheit, die Kodo Sawaki als Ignoranz (jap. Ga-chi) bezeichnet, um deutlich zu machen, dass sie ein Ausdruck von Ego-Aktivität (jap. Ga = Ego) ist. Sie ist das Ignorieren der Wesenhaftigkeit unseres Seins, gegründet auf die Illusion eines Egos als einer abgelösten und damit getrennten, festen, eigenständigen Größe.⁵

Christlich im Sinne der paulinischen Theologie betrachtet, ist Entfremdung der Zustand von Sünde. Und wenn ich das sage, schrecken wir alle, ich eingeschlossen, mehr oder weniger entsetzt auf, weil der Begriff der Sünde so ungeheuer negativ aufgeladen worden ist in Lehre und Praxis, dass die meisten Menschen in unserem Land, wenn ich es richtig einschätze, damit nun überhaupt nichts zu tun haben wollen. Und das ist sehr gut nachzuvollziehen. Nehmen wir aber ernst, was ich vorhin zur Entfremdung als Begriff anmerkte, dass es um eine rein tatsächliche Beschreibung gehen sollte, dann sollte man den Versuch nicht verpassen, dies auch mit dem Begriff Sünde zu tun und diesen als Beschreibung einer Trennung/Spaltung und Entfremdung zu begreifen, hier: zwischen Mensch und Gott. Oder neutraler formuliert dahingehend verstanden, dass ich mich in meiner „relativen“ Existenz „entfernt“ habe von einer natürlichen Verbundenheit mit dem Absoluten auch in meiner Existenz. Addison Hodges Hart weist hier darauf hin, dass das Wort „Sünde“ im Neuen Testament in der griechischen Fassung „Hamartia“ lautet und dieses „Hamartia“, welches schon vom griechischen Philosophen Aristoteles verwendet wurde, wörtlich nichts anderes meint, als dass man falsch liegt, dass man auf einem falschen Weg ist, dass man aus der Spur geraten ist oder ähnlich.⁶ Wörtlich dann:

⁴ Man spricht auch von Verblendung. Aber ich mag diesen Ausdruck nicht, da er (noch) stärker abwertend ist. Es sollte aber (nicht nur) hier um eine nüchterne reine Feststellung von Tatsächlichkeit gehen. Und dafür ist der Begriff Unwissenheit besser geeignet.

⁵ Vgl. dazu schon in: Ein Nicht-Buddhist fragt Buddha, S. 20 f.

⁶ Addison Hodges Hart, S. 48.

It has the same meaning as the confused condition of the Boy in the Ten Pictures – a state of having gone astray and gotten lost, and not necessarily being „evil“ or naturally „depraved“.

So it is that Paul writes, „All have sinned [hemarton: „gone astray“] and fall short of the glory of God“ (Rom. 3:23). „Original purity“ and „original simplicity“, in other words, have been lost. Paul, in the same letter, describes painstakingly how even a mind predisposed to doing good nonetheless finds itself incapable of guiding one’s life rightly: „I do not understand my own actions. For I do not what I want, but I do the very thing I hate. ... [It is] sin [hamartia] which dwells within me“ (Rom. 7:15, 20).

... something pulls us off-course, away from our own true nature. We have turned our backs on it. Each person’s predicament is that he or she has lost God by losing his or her true nature and original purity.

Es hat dieselbe Bedeutung wie die konfuse Verfassung des Jungen in den zehn Bildern – ein Zustand, vom Weg abgekommen und verloren zu sein, und nicht notwendigerweise „böse“ oder „schlecht“ oder von Natur aus „verderbt“ zu sein. Das ist es, was Paulus schreibt: „Alle haben gesündigt [hemarton: „sind abgekommen“] und die Herrlichkeit Gottes verloren“ (Röm 3, 23). Mit anderen Worten, „ursprüngliche Reinheit“ und „ursprüngliche Einfachheit“ sind verloren gegangen. Paulus beschreibt in demselben Brief sorgfältig, wie selbst ein Geist, vorherbestimmt, Gutes zu tun, nichtsdestotrotz sich als unfähig erlebt, sein eigenes Leben recht zu führen: „Ich begreife mein Handeln nicht: Ich tue nicht das, was ich will, sondern das, was ich hasse. ... [Es ist] Sünde [hamartia], die in mir wohnt“ (Röm 7, 15, 20).

... etwas zieht uns aus der Spur, fort von unserer eigenen wahren Natur. Wir haben ihr unsere Rücken zugewendet. Die missliche Lage, das Dilemma jedes Menschen ist, dass er oder sie Gott verloren hat, indem er oder sie die wahre Natur und die ursprüngliche Reinheit verlor.⁷

⁷ Übersetzung von mir.

Der individuelle Sündenfall sozusagen ist das, was hier beschrieben wird und den wir in uns, in unseren Gedanken, Wünschen und Zielen, wie auch an uns, bei unseren Handlungen, Unterlassungen und Worten, beobachten können. So oder zumindest ähnlich so, wie es in dem Vorwort von Tsi-yüan zum ersten Ochsenbild beschrieben ist. Vor vielen hundert Jahren geschrieben und immer noch tagesaktuell, vielleicht sogar just in diesem Moment.

So haben wir jetzt die eine „Ebene“ aus verschiedenen Perspektiven betrachtet, von der dieses Vorwort spricht. Einen Zustand, seine Folgen und Ausgestaltungen, bevor sich der Mensch, in den Ochsenbildern der Junge, auf die Suche begibt. Aber ist es nicht so, dass damit letztlich genauso die neue Lebensphase der Suche nach dem, was die Ochsenbilder in der Gestalt eines Ochsen darzustellen versuchen, ebenfalls angesprochen wird? Wenn wir ehrlich sind, müssen wir (jedenfalls die meisten, nehme ich an) zugeben, dass auch dann sich die wohlbekanntesten Muster von Habenwollen/Erreichen- und Behaltenwollen wie auch die von Vermeidenwollen, Beiseiteschaffenwollen usw. zeigen – und uns behindern. All das, was hier in Bezug auf weltliche Dinge, wie die Erlangung von Gewinn gesagt wird oder moralische Dinge, wie, was ist gut, was ist böse, oder Orientierungsfragen wie, welchen Weg wähle ich, welcher ist richtig, welcher falsch, welcher hilft mir vielleicht schneller an „mein“ Ziel zu kommen, und so weiter, spielt sich – bemäntelt beziehungsweise ungeschminkt gesagt: maskiert – auf spiritueller Ebene oftmals (und dies manchmal nicht nur zu Anfang) ebenfalls ab. Das Gefühl von Heimatlosigkeit erst recht. Denn das alte Haus ist abgebrochen oder verlassen worden, und eine neue Heimat oder Wohnstatt nicht in Sicht oder noch nicht errichtet. Täuschende Bilder oder sich als Trug entpuppende Erfahrungen oder Einsichten verwirren oder führen in die Irre.

Und so weiter und so fort.

Der inzwischen verstorbene Zen-Meister D. R. Ohtsu, Abt des Shôkoku-ji – Klosters in Kyoto, in dem die Original-Bilderrolle mit den Zeichnungen des Mönchs Shubun aufbewahrt wird, sagte seinen Schülern hierzu folgendes:

Wird dem Schüler ... zum Beispiel ein Kôan über das „Nichts“⁸ oder die „lautlose Stimme“⁹ aufgegeben, dann zieht ihn dieses „Nichts“ oder diese „lautlose Stimme“ hin und her. Stellt er sich in der genannten Abwendung [Anmerkung: von sich selbst] eine Sache gegenständlich vor, dann kommt es bei ihm zu einem rechnenden Verstehen. In dieser Dimension des Vorstellens erscheinen die mannigfaltigen Gegensätze. Gibt es zum Beispiel den Buddha, so gibt es im Gegensatz dazu die weltlich Anwesenden; gibt es ein Irren, dann gibt es im Gegensatz dazu ein Erwachen. Dort, wo in solcher Weise eine Trennung zum Beispiel von Heiligem und Unheiligem, von Erwachen und Irren geschieht, ist der Ort der Abwendung des Hirten und der Entfremdung des Ochsen.

Inmitten der Wahrheit (Ungeschiedenheit) geschehen aufgrund des Irrrens die mannigfaltigen Unterschiede.

... Weil sich das anfängliche Wesen im Staube verloren hat, rücken die heimatlichen Berge immer ferner. Diese Berge sind die Heimat des Ochsen, das heißt jene Heimat, in der unser eigenes und anfängliches Wesen wohnt. Gerade dann und gerade dadurch, dass der Hirte den Ochsen suchen will, hat er sich schon von ihm getrennt. Dies meinen die Worte: Unversehens findet er sich auf verschlungenen Irrwegen.¹⁰

So verwundert es auch nicht wirklich, dass unser Junge, dessen Beginn seiner Suche und seine ersten Schritte dabei im ersten Ochsenbild geschildert werden, so planlos wirkt und sich so verloren vorkommt, wie es das Gedicht von Kakuan beschreibt. In der Zeichnung wird dies durch die Körpersprache aufgezeigt. Die Füße sind in eine Richtung gestellt, sein Kopf ist in eine andere Richtung gedreht.¹¹ Dieser Junge ist verwirrt und orientierungslos – aber er sucht. Und er sucht weiter, gibt nicht auf.

⁸ Gemeint sein dürfte hier Jôshûs „MU“.

⁹ Gemeint sein dürfte das Koan vom Ton der einen Hand.

¹⁰ *Daizohkutsu R. Ohtsu*, in: *Der Ochs und sein Hirte*, 5. Auflage 1985, S. 69 f.

¹¹ Darauf hat mich *Jeff Shore*, S. 4, aufmerksam gemacht.

Unweigerlich stellt sich die Frage: Wie kommt es, dass er sich auf eine solche Suche begibt? Wie hält er das aus? Und: Hält er das durch? Und wenn ja, wieso?

Es konnte nur dadurch geschehen, dass sich aus der Not und dem Ungenügen seines bisherigen Lebenslaufs ein Streben nach dem Höchsten auftat, gleichsam wie die Lotusblüte, die sich aus dem Schlamm heraus an das Tageslicht bewegt und sich dort ganz öffnen will, dies begleitet von dem großen Glauben oder großem Vertrauen an die Möglichkeit, dieses Höchste auch zu erreichen.¹² Großes Vertrauen brauchte er, um überhaupt erst einmal den Weg zu beginnen und seine wahre Natur zu suchen.¹³ Dieses große Vertrauen, auch als Wurzelglaube (jap. Daishinkon) bezeichnet, bedarf es auch immer wieder während der Reise zu sich selbst. Aber was das wirklich bedeutet und vom Einzelnen wahrlich verlangt, wird besonders deutlich in dem Stadium des ersten Ochsenbildes. Denn der Junge sieht doch noch nicht einmal eine Spur. Dennoch loszuziehen in unbekanntes, unsicheres, unübersichtliches Terrain, das verlangt wahrlich großes Vertrauen und Zutrauen in eigene Kraft – und in die unbekannte Macht, die einem zu Hilfe kommen möge. *„Dieser große Glaube ist“*, wie das erste Ochsenbild ferner aufzeigt, *„kein bloßer Glaube, sondern bereits ein tätiges Vollbringen.“*¹⁴

Dieser große Glaube oder dieses große Vertrauen ist es aber nicht allein, was den Beginn und die Fortsetzung der Suche nach dem Ochsen erklärt. Den ganzen Tag über bzw. über Tage hinweg ist der Junge unterwegs, wenn es ja heißt, dass er des Nachts auch dort draußen in der Wildnis ist und die Zikaden zirpen hört. Er bedarf noch zwei weiterer Eigenschaften, um nicht zu scheitern. Dies sind der große Zweifel (jap. Daigidan) und die große Entschlossenheit (jap. Daifunshi).¹⁵

Schritt für Schritt muss sich der Junge auf den Weg, sprich: die praktische Einübung einlassen, sich zum Beispiel in die Ergründung eines ihm aufgegebenen Kōans immer wieder und immer mehr zu versenken. Dabei muss er immer wieder

¹² Vgl. *Daizohkutsu R. Ohtsu*, S. 67.

¹³ *Harry Mishō Teske*, *Zen-Buddhismus Schritt für Schritt*, S. 180.

¹⁴ *Daizohkutsu R. Ohtsu*, a.a.O.

¹⁵ Vgl. in: *Ein Nicht-Buddhist fragt Buddha*, S. 60 f. und im Einzelnen *P. Johannes Kopp* (Hōun-Ken Roshi, in: *Schneeflocken fallen in die Sonne*, Abschnitt B. II. 1., S. 154 ff.

sich der Koanfrage stellen und immer wieder auftauchende Lösungsgedanken hinterfragen, verwerfen und neu auf den nächsten Impuls warten, um nicht auf halbem Weg stehenzubleiben.¹⁶ Ein immerwährendes Fragen und Zweifeln sollte sich aufbauen bis hin zu einer Zweifelsmasse, die, wenn der kritische Zustand erreicht ist, zerbricht und zur Klarheit führt.

Dies alles kann nicht gelingen, wenn es an großer Entschlossenheit fehlt. Einer Entschlossenheit oder Mutes, die so gestaltet ist, dass der Schüler allen Schwierigkeiten und Rückschlägen trotz und in Zuversicht und Hingabe weiter geht, ausgerichtet auf ein höchstes Ziel und darauf, alles zu geben, damit es sich zeigt und erreicht werden kann.¹⁷ Diese Entschlossenheit, Ziel und Praxis nicht aus den Augen zu verlieren, zeigt sich im ersten Ochsenbild und der Gedichtszeile von Kakuan, dem Jungen in den Mund gelegt: *„Nahe zu verzweifeln, setze ich meine Suche fort, kann den Ochsen nicht finden.“*

Wenn es daran anschließend heißt: *„In der Nacht höre ich nur die Zikaden zirpen in den Ahornwäldern“*, so liegt sicherlich die Annahme nahe, dass damit die Vergeblichkeit des Suchens am Tage und die Enttäuschung darüber stimmungsmäßig dargestellt werden soll.¹⁸ Aber man kann es auch anders verstehen. Ich habe in ziemlich intensiver und genauer Erinnerung, wie ich vor vielen Jahren auf einer der griechischen Kykladeninseln auf einer Wanderung mit einer Reisegruppe am Rande eines kleinen Wäldchens und Bachlaufs in der Mittagshitze kurz Rast machte. Ohrenbetäubendes Zirpen von Grillen! Das war unbeschreibliche Intensität von Natur und Leben. Und ich mittendrin! Kann es nicht sein, dass auch unser Junge hier die sich wortlos, aber unmittelbar und eindringlich zum Ausdruck bringende Natur erlebt, auf die hin er mit seiner Vision von dem Ochsen als wahres Selbst hin unterwegs ist – dies empfindet? Und noch eine zweite Erinnerung kommt mir aus einem Frankreich-Urlaub, unterwegs irgendwo im Languedoc

¹⁶ Vgl. *Daizohkutsu R. Ohtsu*, a.a.O.; *Harry Mishô Teske*, a.a.O.

¹⁷ Vgl. auch dazu *Daizohkutsu R. Ohtsu*, S. 68; *Harry Mishô Teske*, a.a.O.

¹⁸ Vgl. dazu *Daizohkutsu R. Ohtsu*, S. 71; *Jeff Shore*, S. 5: „... alles, was meine Sinne wahrnehmen, ist ein bedrückendes, monotones Brummen.“

glaube ich. Wieder Mittagshitze. Ein schattiger Platz in einem von Kalkfelsen eingerahmten Tal. Und das Bashô-Haiku nahm für mich Gestalt an:

*Stille ringsumher. / Tief in den Felsen bohrt sich / der Schrei der Zikaden.*¹⁹

„Versteht“ ihr? Könnt ihr nachvollziehen, wovon ich hier spreche? Alles andere, der Lärm und die Unruhe des gewöhnlichen Lebens und Wahrnehmens sind in diesem Moment verschwunden.

So befreit und ganz versunken in die Welt der Natur und offen für das, was sie äußert, wird die Grundlage dafür geschaffen, dass der Junge im zweiten Ochsenbild unvermittelt Spuren des Ochsen entdeckt.

Ein Punkt bleibt noch, zu dem ich etwas sagen möchte. Ich sprach vorhin vom Losziehen „in unbekanntes, unsicheres, unübersichtliches Terrain“ und dass dies „wahrlich großes Vertrauen und Zutrauen in eigene Kraft – und in die unbekannte Macht, die einem zu Hilfe kommen möge“, verlangt. Das, was hier wie zwei verschiedene Dinge klingt, „eigene Kraft“ und „eine unbekannte Macht“, genauso unterschiedlich, wie Selbsterlösung und Fremderlösung üblicherweise als Gegensatz verstanden wird, beschreibt aber lediglich zwei Seiten **einer** Medaille. P. Johannes Kopp hat sich getraut gegen Ende seines Lebens zu sagen und zu schreiben: Selbstfindung und Gottfindung sind eins. Dieses In-Eins-Fallen von scheinbar Getrenntem und streng zu Unterscheidendem findet seinen Ausdruck auch im Zusatz zu den vier Gelöbnissen: *Im vollkommenen Misstrauen auf mich selbst und im vollkommenen Vertrauen auf die Gnade Gottes in meinem wahren Selbst.* Oder nach der von uns in Bochum verwendeten Fassung: *In vollkommener Annahme meiner selbst und im vollkommenen Vertrauen auf die Gnade Gottes in meinem wahren Selbst.*

Was tun mit diesem rätselhaften Passus: „*im vollkommenen Vertrauen auf die Gnade Gottes in meinem wahren Selbst*“? Am letzten Montagabend vor Weihnachten 2023 trafen mich diese Worte jenseits aller Dogmatik und Begrifflichkeit. Was

¹⁹ Jap.: shizukasa ya / iwa ni shimiiru / semi no koe.

macht das mit einem Buddhisten, der das hört, schoss es mir durch den Kopf. Und was macht das mit mir? Das führte bei mir zu weiterführenden Gedanken dazu, wie wir (auch im religiösen und spirituellen Bereich) immer wieder deutlich(er) wahrnehmen sollten, dass und wie wir durch bestimmte Worte, Sätze oder verwendete Symbole in bestimmten Vorstellungen verhaftet sind oder in sie hineingezogen und je nachdem zu Ablehnung, Zustimmung oder Indifferenz „getriggert“ werden. Hier ist es der Begriff der „Gnade“, ein zutiefst christlicher Begriff, auf den ein Buddhist eher mit Unverständnis oder gar Ablehnung reagieren wird. Ist das nötig, so zu reagieren? Ist es nicht vielmehr schon ein Gnadengeschehen im Sinne eines Geschenks, wenn ein Mensch zur grundlegenden Einsicht gelangt, dass er sich entfremdet hat, dass er es ist, der aus der Spur geraten ist (Hamartia), dass es aber da „etwas“ gibt, zu dem er wieder in Kontakt kommen kann, dass er wieder heil werden kann, dass er sich bewegen muss und dass er fähig ist, ein Vertrauen zu haben (auch das ist Geschenk), dass ihm die nötige Hilfe im rechten Moment, den er nicht weiß und den er nicht wissen kann (und muss), zuteilwerden wird? Dazu Addison Hodges Hart im Wortlaut:

... „grace“ (which means „gift“) begins, as in this first of the Ten Pictures, with the crucial awareness of our condition of being lost, of being in a state of hamartia. Once we see the tangled jungle and multiple paths as the confused mental mess they are, and look without illusions at our interior muddle and fears, we may also discover that, if we seek for it, what we most need has never in fact left us („the kingdom of God is within you“). We have left it – or at least direct interaction with it; yet it remains, abiding inside us and doing whatever it does, patient and just being itself, like the Ox. Without coming to our senses like the prodigal son or the Boy in the Ten Pictures, we won't know to look for what can bring us home.

Paradoxically, what will carry us there is the waiting Ox.²⁰

²⁰ Addison Hodges Hart, S. 49.

... „Gnade“ (welche „Geschenk“ bedeutet) beginnt, wie in dem ersten der zehn Bilder, mit dem entscheidenden Gewahrsein unseres Zustandes, verloren zu sein, unseres Seins in einem Zustand von Hamartia. Sobald wir den verworrenen Dschungel und die vielfältigen Pfade als das konfuse mentale Durcheinander sehen, was sie sind, und ohne Illusionen diese innere Verwirrung und die Ängste anschauen, können wir auch entdecken, dass wir, wenn wir nach dem suchen, was wir am meisten nötig haben, dies uns in Wahrheit niemals verlassen hat („das Reich Gottes ist in euch“). Wir haben es verlassen – oder zumindest die direkte Interaktion damit verloren. Aber es verbleibt hier, verweilt in uns und tut, was immer es tut, geduldig und einfach es selbst seiend, wie der Ochse. Ohne dass wir nicht zur Besinnung kommen wie der verlorene Sohn oder der Junge in den zehn Bildern, werden wir nicht wissen, wonach wir suchen, was uns nach Hause bringen kann.

Paradoxerweise ist es so, dass das, was uns dahin tragen wird, der wartende Ochse ist.²¹

Jenseits aller Dogmatik und Begrifflichkeit wird hier ein Geschehen im Herz-Geist (jap. Kokoro) eines jeden einzelnen Menschen aufgezeigt: Es „macht“ mich klein für Größeres. Ich gebe ab, in größtmöglicher Freiheit, im absoluten Vertrauen. Das ist unser menschen-möglicher und der überhaupt menschlich mögliche Beitrag zu dem, was wir „Erwachen zu unserem wahren Selbst“ nennen.

Und wenn ich mir die Anmerkung erlauben darf, liegt in dem Bindestrich in „Zen-Kontemplation“, der Ausdruck von Verbindung und der Möglichkeit eines Hin- und Hergehens ist, unser Angebot zu einer „absoluten“ Berührungsfreiheit. Unserer Freiheit, uns von allen Klischees, die uns behindern, zu lösen – und den Ochsen zum Zuge kommen zu lassen.

²¹ Übersetzung von mir.